

Sherman hatte keineswegs vor, auf die Ohio-Armee zu verzichten. Sie war aber in gewisser Weise überzählig. Mit den Cumberland- und Tennessee-Armeen hielt sich das Kräfteverhältnis gegenüber der des Südens die Waage. Die Truppen aus Ohio wurden immer dann herangezogen, wenn Sherman eine Drohgebärde für angebracht hielt. Auch war ihm diese Formation lieb und teuer, aber er kannte sie zu wenig, um sie unmittelbar in seine taktischen Pläne einzubeziehen.

Der General dieser Armee, Schofield, wollte auch nicht unbedingt, dass ihn Sherman ins Vertrauen zog. Er sollte ihn aus der Ferne kennenlernen. Denn die Akte „Schofield“ gab nichts anderes her als ein an sich verjährtes, aber nicht vergessenes Debakel. An diesem war er nicht allein Schuld. Aber er hatte als Generalstabschef die Berechnungen für eine Schlacht angestellt, bei der er sich verrechnet hatte. Schofield hatte sich in mehreren unnützen Jahren geschworen, nie wieder auf die Wissenschaft zu setzen.

Das konnte Sherman nicht ahnen, wie auch Schofield nicht wusste, dass der kommandierende General sich eben der Leidenschaft eines wissenschaftlich geführten Krieges verschrieben hatte. Er konnte auch nicht darauf kommen, denn die Logistik betraf ihn nicht. In dem ihm verordneten Vormarschgebiet waren keine Vermessungsingenieure, Spezialisten des Brückenbaus und Eisenbahnpioniere am Werke. Alle waren westwärts eingesetzt. Nur Schofield hatte sich an der östlichen Flanke nach Süden zu schieben.

Die Brücken über die zahlreichen Flüsse waren ebenso zerstört wie andernorts. Schofield hatte noch in Chattanooga Pontons geordert, sich mehrmals fragend, welcher Eingebung er dabei gefolgt sei. Dann hatten sie sich als nützlich erwiesen.

Es wurde von ihm keine Schnelligkeit verlangt. Schnell wurde andernorts gehandelt. So hatte er Muße, an jedem Flusslauf die dort liegenden Boote und Kanus an sich zu bringen. Schließlich verfiel er darauf, die Zeit zu stoppen, in der seine Soldaten ein fließendes Hindernis überquerten. Die Uhr verkündete ihm famose Ergebnisse.

Als er schließlich vor dem Soap Creek stand, wollte er seine Übung nur ungern aufgeben. In der Ferne stiegen unerklärliche Staubsäulen auf. Er konnte nicht auf die Idee kommen, Wheeler irritiert zu haben. Der war mit seiner Kavallerie dabei, unentdeckt ins Hinterland von Shermans Verbänden zu gelangen. Auf einmal war der Weg von einer Armee blockiert, die er hier nicht erwartet hatte.

Schofield gelangte in zivilisierte Gegenden. Wegweiser taten ihm kund, dass er sich auf Marietta zubewegte. Damit musste er sich viel tiefer in Georgia befinden, als es Sherman vergönnt war. Eben wollte Schofield der Ohio-Armee den Befehl geben, sich rückwärts zu verfügen, da wurde ihm gemeldet, dass man wie nebenher die südliche Straße zum Allatoona-Pass besetzt hätte. Rührt nicht daran, dachte Schofield. Man dürfte ihn aber bereits bemerkt haben. So ging er über den nahe gelegenen Fluss zurück, ließ die Pontons liegen und seine mit Booten bewehrten Einheiten am jenseitigen Ufer aufgestellt.

Jetzt sah Schofield so viele Truppenverbände der Konföderierten die Straße vom Allatoona-Pass herabkommen, dass er eiligst rechnete, ob die Ohio-Armee ihnen bei einem Angriff gewachsen sein könnte.

Aber es tauchte nicht einmal ein Parlamentär auf. Stattdessen setzte sich der Stab von den Truppen ab, kam direkt auf ihn zu. Schofield betrat ohne Begleitung einen der Pontons. Der General und die Offiziere der Konföderierten saßen ab, gingen zu Fuß auf ihn zu. Der General sagte: „Ich danke Ihnen, dass Sie uns diesen unblutigen Rückzug ermöglichen. Rufen Sie bitte Ihre Offiziere herbei.“ Schofield verstand nichts, aber er würde sicher noch aufgeklärt werden.

Vorerst bestand eher zu weiterer Verwunderung Anlass. Aus mitgeführten Wagen schafften Bedienstete alles heran, was zu einem Picknick notwendig war. Im Nu waren auf der Pontonbrücke Tische aufgestellt, weiße Tücher

über diese geschlagen. Darauf wurden Gläser und Whiskeyflaschen platziert. Stühle standen bereit. Die Offiziere Cleburnes nahmen Platz.

Schofield winkte nun seine Ordonnanz heran, flüsterte ihr etwas ins Ohr. Jenseits der Pontonbrücke wurden Feuer entfacht, Wild hing an den Spießen. Schofield ließ seinerseits decken. Bemerkte gegenüber dem General, dass es noch ein Weilchen dauern würde, bis das Fleisch gebraten sein würde. „Wir haben Zeit“, sagte der andere. „Trinken wir zuerst, das öffnet den Magen.“

Schofield trank nie. Er hatte es sich seit jener verlorenen Schlacht gänzlich abgewöhnt. Offiziere waren sturzbetrunken in diese gewankt, zu keinem Begreifen seines Planes mehr fähig.

Jetzt nahm er eine der Flaschen in die Hand. „Kentucky Whiskey“ las er. Seine Offiziere hatten inzwischen Platz genommen, sodass sie Schulter an Schulter mit den Offizieren der Konföderierten saßen. Ihm gegenüber befand sich der andere General.

Der ließ die Flaschen öffnen, man trank sich zu, auf glücklichere Zeiten. Schofield stellte die verschlossene Flasche zurück. Der General beobachtete es gespannt. Dann sagte er: „Sie wollen nicht mit General Hood anstoßen? Ich verstehe Sie.“

Schofield konnte diesen nicht vor sich haben. Er kannte Hood nicht, aber das Erscheinungsbild war jedem geläufig. Der ihm gegenüber sitzende General entsprach nicht der Beschreibung von Hood. Er war von vornehmem Aussehen. Die Uniform vertrug einfach keine Schmutz- und Schweißflecken. Schofield beäugte ihn misstrauisch, sodass sein Gegenüber das Versäumnis bemerkte, sich noch nicht vorgestellt zu haben. Deshalb stand er auf und sagte: „Ich bin Patrick Cleburne, der Stonewall des Westens. Das Oberkommando über die Tennessee-Armee habe ich abgelehnt, um die Verantwortung für diesen Krieg nicht mehr tragen zu müssen.“

Er setzte sich wieder. Bei dem Lärm um sich herum versuchte Schofield herauszufinden, ob jemand die letzten Worte gehört haben könnte. Wohl eher nicht. Schofield verstand nun, warum der andere ihm gedankt hatte. Er war kriegsmüde. Schofield aber hatte in diesem Krieg noch viel vor, nämlich zu siegen.

Jetzt wurden die ersten Wildsteaks aufgetischt, von lautem „Hallo“ begleitet. Schofield sah, dass Cleburne Messer und Gabel so handhabte, als ließe er es sich nirgendwo nehmen, ein Gourmet zu sein.

Man speiste genüsslich. Schließlich wurden auf einen leisen Wink Cleburnes hin Damast-Servietten gereicht. Selbst dem rustikalsten Offizier musste beim Anblick der feinen Stickereien deutlich werden, dass hiermit das Mahl beendet war. Man tupfte sich den Mund ab.

In die entstandene Stille hinein sagte Cleburne: „Trinken wir.“ Weitere Whiskeyflaschen aus Kentucky wurden geöffnet. Cleburne ließ sich eine feinziselierte, mit Silber beschlagene Schatulle kommen und öffnete sie. Er reichte Schofield ein Fläschchen. Dazu sagte er: „Trinken Sie, General. Diesen Likör stellt nur meine Frau her. Ich habe Ihnen ein Pfirsichwasser gereicht, da wir bei unseren Kämpfen in den Plantagen weder den Duft noch die Frucht genießen können.“

Schofield ließ den Likör anstandshalber über die Zunge gleiten und musste feststellen, noch nie etwas Derartiges gekostet zu haben. So entfuhr es ihm: „Was sind Sie vor dem Krieg gewesen, Sir?“ Cleburne antwortete: „Der Mann meiner Frau. Ich habe ihr Herz erobert, weil ich all ihre Düfte zu deuten vermochte.“ Wie ein Trumpfpass spielte er plötzlich die Photographie dieser Frau aus. Schofield dachte: Schön, makellos, aber unbeteiligt. Sie würde einen toten Cleburne keineswegs beweinen.

Auf einmal hielt jeder das Bild seiner Angetrauten oder ihm Verbundenen in den Händen. Die Photographien wurden herumgereicht. Cleburne wollte Schofield doch eine Niederlage bereiten, als er fragte, wo er seine Angebetete

versteckt hielt. Schofield erinnerte sich an das Photo, welches er seit Langem nicht mehr angeschaut hatte. In einer Tasche mit inaktuellen Karten war es deponiert.

Schofield ließ sich diese kommen. Als er die Photographie an sich gebracht hatte, wurde sie ihm aus der Hand gerissen und herumgereicht. Schofield war peinlich berührt, denn er fand das Photo auf einmal kitschig. Die darauf abgebildete Frau trug einen Kranz von Frühlingsblumen im Haar. Sie passte nun ganz und gar nicht mehr zu ihm. Er hatte seinen Hut abgesetzt, und so sah man den Kranz von Haaren, der übrig geblieben war.

Ihre Schönheit wurde gepriesen. Sie stand der von Frau Cleburne nicht nach. Nur war es leider so, dass sie ihn nach seinem Karriereknick verlassen hatte. Mit ihrem Bild konnte er leben.

Die Feier war beendet. Die Offiziere der Konföderierten zogen ihren Regimentern nach. Schofields Untergebene hatten schon längst bemerkt, dass sie auf dem Ponton nichts mehr zu suchen hatten. Zwei einsame Generäle saßen sich gegenüber.

Cleburne griff in seine Uniformjacke, holte ein Etui hervor. Er strich über das Rankenwerk, mit dem es ein Goldschmied geziert hatte. Dann setzte er einen Mechanismus in Gang, sodass sich der Deckel langsam hob. Schofield war überrascht, als das Spielwerk einen Gospelsong wiedergab. Der biblische Held Gideon wurde besungen, der eine Furt durch das Wasser freikämpfte.

Schofield wollte Cleburne keine Fragen stellen, die ihm hätten peinlich sein können. Der aber sagte: „Ich mag den Gesang der Schwarzen. Er ist so wehmütig und doch von feierlicher Kraft erfüllt. Um Sie hinsichtlich der besungenen Tat des Gideon nicht im Zweifel zu lassen – die da singen, befinden sich am Südufer des Flusses. Wenn es für die Schwarzen eine Befreiung gibt, dann werden wir sie ihnen ermöglichen. Nach diesem Krieg.“

Das war vieldeutig. Cleburne nickte kurz. Dann hielt er zwei Zigarren in der Hand, die er fast ohne Berührung dem Etui entnommen hatte. Er holte ein ebenfalls goldenes Besteck hervor, setzte es an das Mundstück einer Zigarre. „Sie dürfen bei dieser Handlung nicht in Hektik verfallen, weil Sie unbedingt rauchen wollen. Schneiden Sie die Spitze mit einem Ruck ab, verletzen Sie das Deckblatt. Der Fehler wird Ihnen die ganze Zeit des Rauchens über keinen Genuss bereiten. Sie müssen den Tabak erfühlen.“

Cleburne schloss das Besteck um die Zigarre. Er gab ihm nur so viel Druck, dass es elastisch auf und zu ging, ohne Spuren zu hinterlassen. „Und jetzt, da Sie erfahren haben, wie diese Zigarre gedreht wurde, dürfen Sie mit sanftem Schnitt ihr Aroma ausströmen lassen.“

Er hatte das Mundstück freigelegt, roch an diesem Ende der Zigarre, schloss dabei die Augen. „Perfekt“, sagte er, öffnete die Augen wieder und reichte das Meisterwerk seiner Schnittekunst Schofield. Der konnte nicht umhin, den Duft ebenfalls in sich aufzunehmen.

Ihm war deutlich, dass seine Hölzer keineswegs für das Anzünden des Tabaks dienlich sein konnten. Cleburne hatte bereits lange Schwefelhölzer parat und sagte: „Nun kommt ein wichtiger Moment, der meist unterschätzt wird. Der Amerikaner, sowohl der aus dem Norden als auch der aus dem Westen, pflegt das Hölzchen einfach an seiner Kleidung oder, noch schlimmer, an seinen Stiefeln anzuzünden. So nimmt es diese Gerüche an. Es kann also sein, dass die Zigarre nach nichts anderem als Lumpen oder Schuhwichse schmeckt.“

Schofield war der Zeremonie müde geworden. Er verspürte in sich nur noch den Drang zu rauchen. Aber Cleburne holte ein Brettchen hervor und erklärte, dass dieses mit abgekochtem Wasser gereinigt und keimfrei verschlossen worden sei. Er riss das Holz am Brett an, ließ es eine Weile brennen, damit sich kein Schwefel mehr in der Flamme befände. Dann reichte er Feuer, bediente sich selbst. Rauchen war eine Kunst, das musste sich Schofield bereits beim ersten Zug eingestehen. Da Cleburne bereits genug ästhetische Beweise geliefert hatte, hielt ihn

Schofield neidlos für einen Meister der Künste, einen „master of art“. Schwer vorzustellen, dass er auch ein „master of war“ sein konnte.

Cleburne sah ihn lächelnd an, da Schofields Gedanken auf dessen angespanntem Gesicht ablesbar waren. Es war keine Geringschätzung, die da um die Mundwinkel spielte, die aristokratische Überlegenheit ergab sich von selbst. „Sie wollen wissen, wie ich zu dem Namen ‚Stonewall des Westens‘ gekommen bin?“, fragte er bestimmt. „Ich bin Ire. St. Patrick ist mein Namensgeber. Alle, die unter mir dienen, sind Iren.“ Schofield war erstaunt. Die Offiziere hatten sich vorhin in feinstem Englisch artikuliert. Cleburne klärte ihn auf: „Ich mag es nicht, wenn man sich gewöhnlich gibt. Ich bin ein Weltmann. Folglich verlange ich von meinen Offizieren auch, dass sie sich wie international üblich als Gentlemen ausdrücken. Selbst der einfache Soldat hat sich entsprechend seinen Möglichkeiten gebildet zu artikulieren.“

An Schofield wäre es nun gewesen, den anderen als Salontiger abzutun. Aber die bisherige Hintergründigkeit in Cleburnes Reden verbot ein voreiliges Urteil. Cleburne wusste auch, dass er die selbstgestellte Frage nur zur Hälfte beantwortet hatte.

„Sagte ich: ‚Wir sind alle Iren?‘ – Das ist nur die halbe Wahrheit. In erster Linie sind wir Amerikaner. Deshalb erscheint es mir so, als wären in unserem Fall die Seiten vertauscht. Nehmen Sie Ihre Iren. Die sind einfach nur sie selbst. Auf sie treffen alle Vorurteile zu. Und so kämpfen sie auch. Das Wesen eines Amerikaners aber beruht auf der Freiheit des Einzelnen und seiner freien Entscheidung. Diese gilt es zu einer demokratischen Übereinkunft zu bringen. So wird alles von einem Willen beherrscht. Die Siegesicherheit meiner Truppen beruhte und beruht eben darauf, dass sie als amerikanische den bunten Haufen Ihrer Einwanderer überlegen sind. Ich bin also in mehrfacher Hinsicht der Stonewall des Westens.“

Schofield hätte es nun gern auf eine Probe ankommen lassen. Die Chance dazu hatte er vertan. Jetzt war ihm der Missmut anzusehen. So sagte Cleburne: „Sie hätten die gewünschte Schlacht haben können. Ich war keineswegs auf das freie Geleit angewiesen. Was Sie gerettet hat, ist meine Kriegsmüdigkeit. Dass Sie diese respektiert haben, dafür danke ich Ihnen.“

Cleburne grüßte. Dann bestieg er sein Pferd und gab ihm die Sporen. Schofield kam es so vor, als wenn auch diese aus reinem Gold wären. Ohne seherische Fähigkeiten zu haben, wusste er auf einmal, was geschehen würde. Der Meister aller Aromen würde nicht zu den Düften seiner Frau zurückkehren. Und sie würde ihn so schnell vergessen, wie sich die Aura ihres Parfüms verflüchtigte. Schofield würde ihn nicht töten müssen. Seinen Tod würde der Kriegsmüde selbst heraufbeschwören.

Auch Schofield verließ nun die einsam daliegende Pontonbrücke. Er hatte geduldig zu warten, bis er wieder auf Wanderschaft geschickt werden würde. Nur die Photographie mit der blumentumkränzten Frau gelangte jetzt in eine Tasche, die aktuelle Karten enthielt.